

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Wilhelm Leevend

Eine moralische Geschichte aus der wüklichen Welt zur Beförderung der
Menschenkunde

Müller, Johann Gottwerth

Hamburg, [1800]

Neunter Brief. Christine Helder an Jacobe Veldenaar.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8444

den, daß ich Sie von meiner Aufrichtigkeit
überzeuge? Ich bin unveränderlich

Ihre

Ergebene

S. Beldenaar.

Neunter Brief.

Christine Helber an Jacobe Beldenaar.

Neufferst werthe Freundin!

Die Vorstellung, daß Sie nicht vollkommen mit mir zufrieden sind, ist mir schmerzhaft, so unerträglich, daß ich nicht ruhen kann, eh ich nicht Ihren theuren Brief beantwortet habe; und dies ist auch die Ursache, warum ich ihn sogleich beantworte. Möge mich die ganze Welt

in dem Verdachte der Kofetterie haben, wenn es nicht anders sein kann, nur Geduld! Dieser Verdacht wird sich von selbst verzehren. Aber Ihren Willfall, Ihre Achtung kann ich so wenig entbehren, als Ihre Freundschaft und Liebe; erst dann kann ich mich meines eignen Werthes einigermaßen versichert halten.

Jeden Brief, mit dem Sie mich beehren, vermehrt meine Achtung für Sie und meine Verehrung ist eben so groß, als der Dank, den ich Ihnen dafür schuldig bin. Was Sie über Erziehung sagen, übergehe ich mit Stillschweigen. Sie wissen, daß ich über dieses Kapitel einer Meinung mit Ihnen bin.

Nach dem Lesen Ihres Briefs und während desselben, habe ich mein Herz nochmals genau untersucht. Einer Freundin, wie Sie sind und wie ich nur eine einzige haben kann, glaube ich schuldig zu sein, alles zu entdecken, was in meinem Herzen vorgeht; alles sage ich, auch die schwachen, nicht ganz untadelhaften Seiten und das um so mehr, weil es mein ernstester Wille ist, mich selbst nach allen Punkten hin,

zu bessern und Neigungen abzulegen, von denen ich weiß, sie werden mir wenig Ehre machen, wenn sie sich in Gewohnheiten verwandeln. Eine Weidenaar bin ich nicht, dies bekenne ich mit der Aufrichtigkeit und Einfachheit, die mir natürlich ist. Ja ich sage noch mehr. Es liegt ein Etwas in mir, das mich's mit vielem Vergnügen wahrnehmen läßt, daß man mich nicht unter die Häßlichen zählt und daß ich alle die Beweise der Werthschätzung, die mir wiederfahren, nicht bloß dem Range, oder den Gütern meiner Familie zu verdanken habe. Diese etwannigen Schwächen theile ich mit allen Mädchen, die über die Unvollkommenheiten ihres Geschlechts nicht so erhaben sind, als meine Weidenaar. Ja ich imponire; aber kann ich dafür? Die Natur hat mich einmal so geformt. Die, mit denen ich vertraulich umgeh und besonders die, welche einem nieberern Rang behaupten, als ich, werden nie die Klage über mich führen, daß ich stolz bin, im Gegentheil werde ich von allen geliebt, die mich über sich erhaben sehn. Mehr kann ich über diesen Gegenstand nicht reden.

Die Natur brachte eine Tuno und Grazien

hervor. Hat sie über meine Tüde und mein Betragen etwas imposantes verbreitet, hängt es denn von mir ab, dies zu vertilgen? Was die betrifft, die sich für meines Gleichen halten, so weiß ich recht gut, daß ich vielen im Wege steh. Bei den meisten lohnt sich nach meinem Urtheile nicht einmal der Müß, mich niederzusetzen und nachzudenken, wie ich mich bei ihnen beliebt mache. Ich kenne sie viel zu gut, als daß ich in ihre Zuneigung Werth sehen sollte. Warum sollte ich mir eine unnütze Arbeit machen? Ich verlange ihre Freundschaft nicht — selbst nicht einmal ihren besondern Umgang. Zum Theil ist das ihre Schuld; gäbe es mehrere Geldenaars, es würden dergleichen Gedanken in mir nicht aufsteigen. Ach! Liebe, wenn Sie mit mir nicht zufrieden sind, so hat dies einen andern Grund. Sie haben keine Nebenabsichten, ihre Grundsätze sind rein. Achtung und Zuneigung registern Ihre Ermahnungen und Warnungen. Sie kennen das niedrige Vergnügen nicht, das darin liegt, eine Freundin herabzusetzen, auch dann nicht, wenn sie besser gehandelt haben müßte und könnte, als sie gehandelt hat. Sie zeigen mir in dem hellen Spiegel meiner eigenen

Ueberlegungen die Gestalt meiner Seele, ohne sie zu verunstalten, ohne die ungefälligen Züge zu verstärken, ohne sie häßlicher darzustellen, wie sie ist. Ja, meine holde Ermahnerin, ich habe mich treu geprüft. Sehn Sie hier, was ich gefunden habe.

Einer Ihrer Sätze ist ungegründet. So günstig, wie Sie glauben, denke ich über Wilhelm nicht. Wenn er sich musterhaft betragen hätte und nicht so gleichgültig gegen mich geblieben wäre, ich würde ihn und keinen andern gewählt haben; da dies aber nicht der Fall ist, so fühle ich in mir nichts für ihn, was mich zurückhalten würde, irgend einem Manne meine Hand zu reichen, wenn er mir so sehr gefiele, als mir Wilhelm einst gefallen hat.

Man spricht viel von Heyrathen aus Ueberlegung. Freundschaft aus Ueberlegung, das geht allenfalls noch an, aber jemanden zu heyrathen, weil dies so oder so am besten paßt, es sey wegen Familienrückichten, oder um anderer Dinge willen, das ist mir eine unbegreifliche Sache. Lassen Sie sich's einmal sagen, wie ich

über den Gegenstand denke. Ich darf, wenn ich recht und verständig handeln will, nicht heyrathen, wenn's die Vernunft misbilligt. Einem Manne, dem eine religiöse Denkungsart fehlt, und wäre er so liebenswürdig, wie es Wilhelm ist, würde ich mich nie vermählen. Mein eigenes Glück ist mir zu theuer. Was kann einer Frau eine gute Behandlungsart verbürgen, wenn sie sich der Gewalt eines Mannes hingiebt, der sein Gesetz in seinen Lüsten, und seinen Gott in seinem Eigennutze findet und ihm huldigt? Er, der sagt: Gott bekümmert sich um die unbedeutenden Angelegenheiten der Sterblichen nicht, wird von keinem Jügel zurückgehalten, alles zu thun, was ihm gefällt? Wenn mich Leevend wirklich liebte, und die Probe eines ehrlichen, religiösen Mannes nicht bestehn könnte, es würde mich betrüben, mich einige Thränen und Seufzer kosten, aber verbinden würde ich mich mit ihm durchaus nicht. Wie viel weniger nun, da er mich nicht liebt und gehalten seyn wird, eine andere zu heyrathen, die sich schwach finden ließ, eh sie ihn genau kennen lernte. Seyn Sie daher versichert, daß mein Wohlgefallen an Leevend, wenn ich ihn von seiner guten Seite betrachte,

mich gewiß nicht hindern wird, eine andere Wahl zu treffen.

Das Mißfallen meines zärtlich geliebten Vaters, eines Vaters, der für mein Wohl so besorgt ist, würde mich mehr schmerzen, als ich's sagen kann. Nie werde ich gegen seinen Willen oder mit seinem Mißfallen heyrathen; dies ist mein unerschütterlicher Entschluß. Dies, glaube ich, muß solch einem redlichen Vater genügen. Ad! Jacobe, kann ich, um meinen Vater zu befriedigen, meiner Herzensneigung zuwider, mich vermählen? Wenn der würdige Mann dies fordert, dann kann ich seine Unzufriedenheit nicht vermeiden; denn dies werde ich nie thun. Ich muß es am besten verstehen, was mir mein Herz sagt.

Reiting betrachte ich mit den Augen einer liebenden Schwester, die sich durch seine Freundschaft geehrt fühlt, aber ich sehe ihn nicht mit den Augen einer Geliebten an. Ich bebe schauerhaft zurück, wenn ich ihn nur in anderer Beziehung denke. Es kann wahr seyn, daß Liebe ohne Achtung nicht besteht, allein die Er-

fahrung lehrt, daß Achtung nicht nothwendig Liebe erzeugt. Ist dies nun, um Rentings willen, meine Schuld? Muß man mich nur einer thörichten Vorliebe für einen andern beschuldigen? Wohl, meine Liebe, würden Sie, wenn kein Sytsama in der Welt wäre, sich je haben zur Vermählung mit meinem Bruder entschließen können? Und was können Sie mit Grund gegen ihn einwenden? Es ist wahr, sein Aeußeres zeichnet sich nicht vorzüglich aus, aber darauf nimmt ja ein vernünftiges Mädchen keine Rücksicht. Ob er gleich einen gesunden Verstand besitzt, einen edlen Charakter, eine heitere Laune, so würde er dennoch nie Ihr Mann geworden seyn.

Wie kann ich Renting nun sagen, daß mein Herz nicht frei ist? Ach! es ist frei, frei ist es, Jacobe. Es gab eine Zeit, wo es so unbesungen nicht war, soll ich dies einem andern, als der einzigen Freundin gestehn, der ich versichert habe, daß sie mein ganzes Herz erfüllt? Bin ich denn verbunden, Renting mehr zu sagen, als ich ihm deutlich, gelassen, wiederholt gesagt habe? Ist es meine Schuld, daß er sich mit

Hoffnungen schmeichelt? Daß er mich allenthalben hin begleitet? Oder muß ich, um einer schwabhaften Welt zu gefallen, solch einen angenehmen, angesehenen Mann unhöflich behandeln, ihm befehlen, daß er mich meidet? Dies glaube ich niemals, und ich werde ihm diesen Verdruß, so nennt er es, nie verursachen. Ueberner Neben wegen gebe ich die Freundschaft eines solchen Mannes nicht auf. Er würde mich selbst vertheidigen, wenn das gefodert werden könnte. Ich behandle ihn offenherzig. Er selbst muß es einsehen, daß seine Versuche fruchtlos sind. Er wird, wie ich hoffe, einen andern Gegenstand finden, der seiner Liebe würdiger ist, weil er sie erwidern kann, und ich werde denselben und meinen Freund glücklich preisen.

„Sehn Sie klüger, vorsichtiger. Folgen Sie Ihrer Vernunft. Ihr Herz kann nichts gegen solch einen Mann einwenden“ sagen sie. Das ist wohl möglich! Aber ist's denn genug, daß mein Herz nichts gegen ihn einwenden kann? Bei mir wenigstens nicht. Ich werde, das wiederhole ich nochmals, nie heyrathen, wenn es meine Vernunft misbilligt, aber ich werde so wenig aus

bloßer Vernunft, als aus Leidenschaft oder Interesse, mich zum heyrathen entschließen. Und zwar deshalb, weil ich ein wenig anders über den Ehestand denke, wie viele andere, die nie viel darüber nachdenken. Ich bin der Meinung, daß der Mann, den ich in aller Hinsicht und auf alle mögliche Weise, den meinen nennen soll, durchaus meinem Herzen theuer seyn muß. Wenn ich liebreich seyn soll, muß mein Hertz gerührt seyn. Mein Bedürfnis ist reine, leidenschaftlose, weibliche Freundschaft: alle andern Empfindungen, die eine größere Höhe erreichen, werden erst geweckt werden müssen. Was sind sie, was können sie mir seyn, wenn mein Hertz nicht die starke, lebendige, klopfende Quelle davon wäre? Reden Sie daher nicht weiter über eine Ehe aus Vernunft, wenigstens nicht mit mir. Meinen Freund empfangen ich aus den Händen der Vernunft, aber mein Mann wird mir die Liebe in die Arme drücken müssen. Wir kennen viele Leute, die aus Vernunft verheyrathet sind; aber es sind die besten Verbindungen nicht; sie leben gut, so sagt man wenigstens. Man würde der Wahrheit treuer bleiben, wenn man lieber sagte: sie hassen einander eben nicht; sie sind eiskalt,

gleichgültig gegen einander; ehrenhalber sind sie dann und wann höflich gegen einander; aber dies streut mir keinen Sand in die Augen. Ach! meine Freundin, wie höchst traurig ist's, wenn der Mann die Nähe seiner Frau vermeidet, außer nur in dem Fall, wo er ihrer bedarf; wenn die Frau sehr zufrieden ist, wenn sich der Mann nur wieder entfernt und seinem Geschäfte nachgeht; wenn gar keine häusliche Unterhaltung stattfindet; wenn die besten, liebsten Kinder selbst nicht im Stande sind, die Ehegatten milder, sanfter, vertraulicher, vergnügter, verbindlicher gegen einander zu machen; wo der Herr bloß der Brodterwerber, und Madam die Haushälterin ist. Aber genug! Dies mag man gut leben nennen für mich, und ich muß für mich selbst wählen dürfen, würde es ein unerträglicher Stand des Verdrußes und der Prüfung seyn.

Halten Sie mich nicht für so romanhaft, als man seyn muß, um sich einbilden zu können, daß man je eine vollkommen glückliche Ehe schließen werde; aber denke ich wohl so ganz unrecht, wenn ich fest glaube, daß man in einer wohlberathenen Ehe die meiste Gelegenheit hat, hine

nieden sehr glücklich zu leben! Welch ein erstaunender Abstand herrscht nicht zwischen dem, „nicht unglücklich leben,“ und dem „so glücklich zu seyn,“ als ein paar tugendhafte, gefühlvolle, gutartige, so recht für einander geschaffene junge Menschen leben können, und zwar in einer Ehe, die Liebe und Weisheit gegründet und gestiftet hat! Wie beugend würde das für mich und gewiß auch für Sie seyn, mit einem Manne im Umgange leben zu müssen, mit ihm vermählt zu seyn, der mich gut behandelt, einzig darum, weil er's für Pflicht achtet. Der kann mein Geliebter nicht seyn, dem mein bewegtes Herz, als dem Vater meiner Kinder, wie meiner Freundin, nicht entgegen schlägt! Was für ein Glück ist das, wenn Gatten die süße, sanfte Sorgfalt, die die Liebe gebeut, nicht kennen? Man schreibe den Mangel der Bärtlichkeit nicht dem Temperamente, der Erziehung, dem Beispiele zu. Dies ist ein eitel Vorwand. Temperament und Erziehung können die Stimme der Zuneigung nicht zum Schweigen bringen, wenn das gerührte Herz den Ton angiebt.

Wenn ich meinen besten Freund mit nach:

sichtsvoller Schonung betrachte, mit Augen, aus denen die Glut edler Empfindungen spricht, die ich nicht schildern kann, mit Augen, die durch die Liebe noch sanfter geworden sind, wenn ich durch sein liebevolles Betragen überrascht werde, es empfinde, daß die lieben Kleinen, die alle meiner zärtlichen Fürsorge bedürfen, Geschenke seiner Liebe sind; wenn ichs fühle, wie sein Herz mich liebt, und er mir dies mehr durch Beweise häuslicher Zufriedenheit, als durch Worte zu erkennen giebt; wenn ichs erfahre, daß jeder unbedeutende Zwiespalt uns noch inniger verbindet, weil er uns beweist, wie er uns beiden so schmerzhaft ist; wenn alles, was ihn angeht, das größte Interesse für mich hat; wenn ich stolz auf ihn bin, weil ich weiß, daß er im Kreise seiner Freunde, wegen seines edelmüthigen, braven Charakters geachtet wird, dann, ach! dann wird ihm meine Seele entgegenfliegen, und weder Erziehung, Beispiel noch Temperament, wird mich von ihm zurückhalten.

Ich will es keineswegs ableugnen, daß alle Frauen nicht glücklich seyn können, wenn sie es nicht auf diese Art sind: im Gegentheil glaube ich

sogar, daß viele, wenn sie dieses Lesen, das Buch zuschlagen, vielleicht wohl gar herzlich lachen. Beweist dies aber, daß ich auf meine Weise nicht glücklich sein kann, ohne eine Romanheldin zu sein? Ist in alle dem, was ich Ihnen gesagt habe, auch nur eine Spur, die von der schönen Einfachheit der Natur abweicht? Wenn dies nicht ist, warum würde man mich denn romanhaft nennen können?

Könnte ich von Herrn Renting nur mit Grund erwarten, daß ich auf diese meine eigene Art mit ihm glücklich sein könnte, ich würde in meiner Zuneigung gegen einen andern, kein Hinderniß einer Verbindung mit ihm finden. Aber die Uebereinstimmung der Seelen und Herzen, die dies bewirkt, findet zwischen uns nicht statt und wird nie eintreten. Ich würde sonst davon, da ich so vertraulich mit ihm umgehe und so viel Gutes an ihm wahrnehme, sicher schon etwas gemerkt haben. Wie kann ich mich also entschließen, ein Schicksal mit ihm zu theilen? Er scheint sich selbst genug zu sein, ich bin mir's auch, wie läßt sich bei einer solchen Stimmung auf ein langes, ehliches Glück rech-

nen? Mit unserer Freundin Bürgerhild war es ganz anders. Es ist nicht eins ihrer kleinsten Verdienste, daß sie ihre Hand dem Heinrich Edeling gab. Die Gründe ihrer Wahl, die sie selbst angiebt, sind, wie ich glaube, unerschütterlich. Ich bin ganz anderer Meinung, wie jene Frau, die sich's nicht ausreden lassen wollen, daß Sahra sich nicht einen so stattlichen, denkenden Mann hätte wählen sollen. Da ich aber wohl überzeugt bin, daß ich keines Edelings zu meiner Verbesserung bedarf und sehr wohl weiß, wie ich mich betragen muß, so ist bei mir der Fall ganz unpassend.

Nun, meine Welsenaar, sind Sie jetzt mit Ihrer Helber mehr zufrieden? Ich glaube es, wenigstens habe ich Ihnen mein ganzes Herz aufgedeckt, meine verborgensten Gedanken, meine zartesten Beobachtungen mitgetheilt. Ich fühle mich dazu verpflichtet, wenn es nemlich wahr ist, daß Sie die einzige auserlesene Freundin meines Herzens sind. Für alle andere will und muß ich aus dem Gesagten ein tiefes Geheimniß machen; aber meiner Welsenaar, die sich vor allen so vortheilhaft auszeichnet, die gegen mich

die größte Theilnahme zeigt, will ich nichts verschweigen, selbst meine Ueberzeugung und Schwachheiten nicht. Einer solchen Freundin muß ich mich zeigen, wie ich bin. Ich würde keine Ruhe haben, wenn ich Ihnen etwas verhehle. Meine Freundschaft würde nicht damit bestehen können. Was würden Sie von mir denken müssen, wenn ich Ihnen versicherte, daß Sie mein ganzes Herz ausfüllen und geheimnißvoll gegen Sie wäre? Die Schwachheit und Ueberzeugung ist verzeihlicher als wenn ich meine Freundin hintergeh. Womit sollte ich mich entschuldigen? Liegt denn in Ihrem Wesen etwas, das eine Freundin zurückhalten kann, Ihnen alle ihre Unvollkommenheiten zu zeigen?

Mein Vater glaubt, daß das Einverständnis mit Renting weiter gediehn ist, als es wirklich der Fall ist; dies giebt mir Ruhe; doch es wird dies alles desto unglücklicher enden.

Noch ein Wort über Wilhelm. Wie sehr betrübt mich die besorgliche Lage, in der sich sein Kottchen befindet. Die Mutter hat auf ihren Brief von ihrer Freundin Antwort erhalten.

Etwas habe ich davon gehört. Die Worte: mein Sohn kann gewiß keine zärtlichere Zuneigung für eine sterbende Freundin hegen, zeigen von der wenigen Menschenkenntniß und gesunden Beurtheilung der Verfasserin. Sie glaubt von allen Gerüchten nichts. Sie fürchtet weit mehr von seinen eheerischen Begriffen, als von seiner Liebe. Die Mutter beobachtet ein tiefes Stillschweigen. Wenn dieses englische Mädchen, an dem er mit ganzer Seele hängt, stirbt, wie unglücklich wird er dann sein! Ich kann mir's so lebhaft denken, wie er sich gegen sie betrügt. Ich weiß es noch wie heute, wie untröstlich er war, als ich, ich war damals zehn Jahr alt, die Masern hatte. Immer hing er der Mutter am Arm, wich nicht aus dem Zimmer, all unser Spielzeug blieb in den Schränken. Seine Ferien liefen zu Ende, allein er wollte nicht eher gehn, bis ich besser wäre. Die übertriebene Freude über meine Genesung zog ihm ein hartnäckiges Fieber zu. Urtheilen Sie nun daraus, was er in seinem jetzigen Alter durch ein Mädchen leiden wird, das er liebt. Der Himmel gebe, daß Lottchen wieder geneset, oder wir verlieren unsern Freund vielleicht auf die un-

glücklichste Art. Leben Sie wohl, meine auer-
 ehrne Freundin. Keine Worte sind stark genug,
 Ihnen zu sagen, mit welcher Hochachtung und
 Liebe ich bin

Ihre Freundin

C. Helder.

N. S. Wir haben Briefe von meinem Bruder
 erhalten. Wenn er sich mit seinen Tags-
 bemerkungen nicht kürzer fassen lernt, so
 werden sie bald Folianten anfüllen. Ich
 glaubte nicht, daß er von allem, was
 ihm neu und fremd vorkommt, so viel
 Redens machen würde. Nun, die Rei-
 senden haben das Privilegium des Plau-
 derns.

Behnter Brief.

Wilhelm Leevend an Gambres.

Mein Herr und Freund!

Aufgeweckte, frohe Menschen sehe ich sehr gern. Ihre ruhige Freude würde mir daher auch gefallen, gliche sie nicht weit eher der Fasset eines Verrückten, der in einem hitzigen Fieber liegt, als der Freude, die man fühlt, wenn man von einer tödtlichen Krankheit wieder geneßt und dieses Wohlempfinden dem regelmäßigen Umlaufe seiner gesunden Säfte zu verdanken hat.

Warum verschwenden Sie so viele Worte, um zu beweisen, worin die Religion eines bra-